

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

16] Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

Frau Hjelm empfing sie und den Knaben unten an der Treppe.

„Wie schön, daß Du kommst, liebe Hanna.“

Man konnte ihr ansehen, wie willkommen sie waren. Sie errötete vor Freude, nahm Erik auf den Arm, küßte ihn und trug ihn in die Wohnstube.

„Nimm den Ueberrock ab!“

Sie knöpfte auf und zog ihm den Ueberzieher aus, und fuhr durch sein helles Haar, während sie in einer süßlichen Kinder Sprache plauderte.

„Jetzt soll Erik Kuchen haben, viele prachtvolle Kuchen. Nicht wahr?“

Der Knabe lachte und blickte strahlend in ihre Augen. Sie klingelte.

„Wie geht es Dir, Gunda?“

„O danke, wie gewöhnlich — gut.“

Gunda machte ein Gesichts in eine Seite des Buches, in dem sie eben gelesen hatte.

„Etwas traurig ist es ja,“ sagte sie etwas später.

Sie näherte sich dem Tische mit dem Knaben auf dem Schoße.

„Du solltest häufiger zu mir heraufkommen,“ sagte Hanna.

„Der Weg ist so weit.“

Sie schien fast zu weinen.

„Aber Du würdest gut daran thun, täglich einen solchen Spaziergang zu machen.“

Sie sah auf Frau Hjelm's Gesicht, das zeigte, daß sie an Bleichsucht litt, und das ganz mädchenhaft aussah.

„Aber ich werde so schrecklich müde, wenn ich den Hügel hinauf gehe. Die Anie tragen mich kaum, wenn ich so weit hinauf komme.“

„Ich habe Dir ja gesagt, daß Du telephonieren kannst, dann schicke ich Jens mit dem Falben.“

Das Mädchen kam mit Wein und Kuchen. Frau Hjelm legte die Hand um Erik's Hals, während sie ihm Kuchen gab. Darin lag etwas so Zärtliches und Liebloses.

Hanna lächelte. Jedesmal, wenn sie Gunda sich an den Jungen schmiegen sah, empfand sie Mitleid mit ihr.

Sie schwiegen ein Weilchen. Dann sagte Frau Hjelm ohne aufzusehn:

„Wenn ich so etwas hätte, dann würde ich alles in anderem Lichte sehen.“

Hanna suchte etwas, womit sie trösten konnte. Aber es war so schwer.

„Du hast ja Deinen Mann.“

„Du weißt, daß ich ihm wenig bin.“

„So solltest Du versuchen, etwas mehr zu werden. Wenn Du glücklich sein willst, mußt Du Dich auch anstrengen, meine Liebe. Das ist einmal nicht anders.“

Frau Hjelm beugte sich noch tiefer über den Knaben.

Jetzt trat Hjelm schnell herein.

„Guten Morgen, Frau Holthe. Ich sah draußen den Einspänner und da begriff ich die Situation.“

Er drückte ihre Hand.

„Guten Tag, Erik.“

Hjelm steckte den Daumen in den Mund und zog ihn schnell mit einem Laut heraus, als zöge man einen Pfropfen aus der Flasche.

„Kannst Du das, Junge?“

Erik lachte und steckte den Finger auf dieselbe Art in den Mund. Da stieß Hjelm ein lautes Lachen aus und strich seinen kurzgeschorenen Vollbart.

„Und das?“

Er spielte „Gubben Noah“, indem er sich auf die Unterlippe säugte. Der Junge ahnte auch das nach. Und dann lachten beide.

„Frau Holthe, jetzt sollen Sie mir ins Allerheiligste folgen, und Sie werden merkwürdige Dinge sehen.“

Hanna erhob sich, und sagte:

„Und Du, Gunda?“

„Nein, ich habe es gesehen. Ich will lieber bei Erik bleiben.“

Hjelm ging voran und Hanna folgte ihm durch den Saal, der angefügt war und sie traten in sein Arbeitszimmer. Hier war es noch vom Vormittag her warm, wo er gearbeitet hatte, ehe er in die Bureauzimmer der ersten Etage ging. Der kleine Raum roch nach Tabak. Außer einigen Bücherbrettern, zwei Stühlen und einem großen Schreibtisch, auf dessen Rückwand ein Totenschädel stand, waren keine Möbel darin. Einige Knochen waren dekorativ über dem Schreibtisch befestigt. In der einen Tischdecke standen physikalische Apparate und viele kleine Gläser.

Während er die Thüre schloß, zeigte er mit der freien Hand auf die Wand.

„Sehen Sie, hier sind meine neuen Tafeln. Das ist was! Wie?“

„Ja, sie sind schön.“

„Jetzt sollen Sie sehen.“

Und er hielt ihr eine kleine medizinische Vorlesung von fünf Minuten. Sie achtete weniger auf seine Gelehrsamkeit, als auf die Begeisterung, die in seinen Worten lag.

„Interessiert es Sie?“

„Ja sehr; aber ich habe darin so schlechte Vorkenntnisse.“

„Das schadet nichts, wenn man nur Intelligenz und Interesse besitzt.“

Sie glaubte eine Anspielung, einen Hieb auf seine Frau herauszuhören. Sie mußte daran denken, daß er Holthe gegenüber schlecht über Gunda gesprochen habe.

Es wurde eine Weile still.

Dann sagte er mit leiserer Stimme:

„Kann ich mich darauf verlassen, daß Sie ein Geheimnis für sich behalten können, Frau Holthe?“

Er stand ganz nahe und blickte auf sie herab.

Sie wandte ihr Gesicht nach einer Tafel. Sie hatte schon früher bemerkt, daß er ihr nahe kam, während seine Stimme etwas genant vertraulich wurde. Aber sie hatte darin nie etwas gesehen, als einen Ausschlag seines allgemeinen Benehmens. Nun kam ihr der Gedanke: „Er will über Gunda sprechen.“

„Falls Sie mir nichts Gefährliches anvertrauen . . .“

Sie lächelte, damit die Worte auch als Scherz aufgefaßt werden konnten.

„Nein, keineswegs.“

Er schloß die Schreibtisch-Schublade auf.

„Hier sollen Sie sehen.“

Er zog ein Manuskript hervor.

„Ich arbeite an einem Buch . . . einem Buch für das Volk . . . populär in hohem Grade. Ich will dem Volke zeigen, welches Elend die Religion ist . . . sie mit einigen leichtsinnigen Schlüssen zerstören . . . Anonym . . . verstehen Sie. Deshalb hoffe ich, daß Sie nichts sagen.“

Sie beugte sich über das Manuskript, damit er nicht sehen solle, daß sie lachte, daß sie lächeln mußte. Nie hatte sie diesen naiven Mann so naiv wie jetzt gesehen.

„Wenn es Ihnen nur nicht schwer fallen wird, wider den Strom zu schwimmen.“

Er lachte bewundernd.

„Nein, ich bin kein Saulus.“

„Dafür halte ich Sie auch nicht.“

Er legte das Manuskript auf den Tisch und blätterte darin, sein Gesicht strahlte über dessen Reinheit und Dede.

„Warum geben Sie es anonym heraus?“

„Weil es mich vernichtet, wenn es bekannt wird, daß ich der Verfasser bin. Man muß ja bis zu einem gewissen Grade mit den Schafen blöken, damit keiner den Wolf ahnt.“

Er lachte zufrieden.

„Was wollen Sie dem Volke statt des Christentums geben, wenn Sie es ihm nehmen?“

„Wahrheit . . . nur Wahrheit.“

„Wissen Sie denn, was Wahrheit ist?“

„Ich will die Lüge zerstören.“

„Und dem Volke eine neue Lüge geben.“

„Die Wissenschaft lügt nicht.“

„Das ist doch geschehen.“

Hjelm schwie einen Augenblick.

„Ich glaube von Ihnen am wenigsten, daß Sie das Christentum verteidigen würden.“

„Meine Verteidigung ist sehr relativ. Ich habe das Christentum jahrelang entbehren können; aber es hat mir doch einmal geholfen, obgleich ich nie das gewesen bin, was man eine innige Christin nennt.“

„Glauben Sie nicht, daß Ihnen in anderer Weise hätte geholfen werden können?“

Es versicherte einige Augenblicke, ehe sie antwortete:

„Vielleicht . . . wenn ich damals einen Mann getroffen hätte, der mich durch und durch gekannt hätte, und der in Liebe, in Rücksicht . . . in Großmuth meine ich, ein Christus war.“

Hjelm antwortete nicht darauf. Er legte das Manuskript in die Schublade und verschloß sie. Sie verstand, daß er ungehalten war. Er kam wieder näher. Sie las die Etiquette auf einem der vielen kleinen Gläser. Die Brust ging hoch, während sie das kleine Ding nahe den Augen hielt. Die Worte waren sicher schwer zu verstehen.

Dann sagte er leise:

„Wenn Sie wollen, werde ich das Buch nicht herausgeben.“

Sie stand eine Weile, ohne sich zu rühren, stellte dann das Glas auf den Tisch und sagte gleichgültig, als denke sie nicht mehr an das Manuskript:

„Wenn es Ihre Ueberzeugung ist, daß Sie ein gutes Werk vollbringen, wenn Sie das Buch herausgeben, so müssen Sie es natürlich thun.“

„Glauben Sie mir“, — die Stimme klang noch leiser, fast flüsternd — „es ist schwer, niemanden für sich zu haben, nicht einen einzigen, nicht einmal diejenige, die das nächste Anrecht hätte.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die halbwildwüchsigen Berliner Straßenverkäufer, die sich zwischen Linden und Friedrichstraße tummeln, haben ein feines Empfinden für das Wesen des Aristokratischen. Naht sich ihnen ein Spaziergänger, der sein ehelich angekrantes, mit der Naturfarbe der Haut sich begnügendes, parfümloses und phantasiarum gefleitetes Weib neben sich führt, oder gar seine Schweister geleitet, so erhält er das Angebot eines der ewigweissen Sträuße ohne jede aufmunternde Titelnennung und Rangeshöhung, und wäre er selbst eine aus reinstem Adel durch die Jahrtausende hindurch filtrierte Standesperson. So aber ein Mann kommt, dem eine Dame an Arme hängt, ein Emaillekunstwert der renommiertesten Schminkfirmen, durchtränkt von den unbezahlbarsten Düften der civilisierten Welt, begabt mit Niesensfedern, zu denen man sich unwillkürlich ein elefantenartiges Vogelgetier denkt, und mit spitzigen Knastfeilethen den wogenden Wald der eigenen Untererde duraguerend, deren lockendes Seidenrascheln man jetzt um ein Williges auch mit gewöhnlicherem Stoff herzustellen versteht — dann wird der beneidenswerte Begleiter von dem Blumenjüngling unfehlbar Herr Graf angesprochen, mag der Erhöhte auch in seinem sonntigen Leben irgend ein Dunkelagent sein, der seine Eleganz aus der Meiderbörse zu beziehen pflegt.

Herr Graf — in diesem einen Wort liegt eine Philosophie des adligen Bluts, das zwischen leichten Weibern und schweren Weinen, zwischen Karten- und Pferdespielen endlos taumelt, das alle Leckerbissen des Daseins, auch die gefährlichsten, gierig schlürft und in den hastig wechselnden Raffinements wüsten Genußes sich durstig trinkt, eine Märchen-Existenz, die nichts in der Welt fürchtet außer die Besudelung von Kopf und Hand durch das Plebejertum der — Arbeit. Der Harmlosen-Prozess, der durch die unablässigen Wiederholungen der gleichen Oedheiten bereits eine gnädige Langeweile hervorruft und das Gefühl für das Unerhörte des Schauspiels durch allmähliche Gewöhnung abtumpft, bietet für diese Anschauung der Straße vom Grafenleben und Adelsberuf neue Nahrung. Wessen äußeres Gehaben die Beschäftigung mit Dirnen, Selt und Feu ahnen läßt, der wird von den blumenverkaufenden Weltweisen künftig mit noch größerer Ueberzeugungskraft in den Grafenstand erhoben werden, als das bisher schon geschehen ist, wie auch andererseits im Volk der dunkle Glaube an ein Naturgesetz, wonach die Einladungskarten zur vornehmen Gesellschaft in demselben Verhältnis zunehmen, wie der Gebrauch von Spielfarten, mehr und mehr sich befestigen wird.

Anderes freilich als in der zwischen Linden und Friedrichstraße funktionierenden Volksseele offenbart sich Art und Wesen des Adels in seiner geistigen Litteratur, deren Aesthetik in dem Begriff der Ebenbürtigkeit sich erschöpft und deren Hauptblatt, das Deutsche Adelsblatt sich als „Wochenschrift für die Aufgaben des christlichen Adels“ und als „Organ der deutschen Adelsgenossenschaft“ ansieht. Hier erscheint allwöchentlich der Herr Graf in der ganzen Träne der Selbstzeichnung; und wenn es einmal vergönnt ist, dieses Journal zu

lesen — die plebejische Post liefert es auch Nichtlebenbürtigen um ein paar Pfennige aus — der schaut ehrfürchtig erzitternd in eine erhabene Welt der Reinheit und Würde, der Zucht und Ritterlichkeit, dergestalt, daß selbst der rabiateste Demokrat erröthend bekennen muß, wie doch alle Kultur und aller Idealismus aus der verwisselten Niederungen der Bonlosigkeit sich zu der heiligen Höhe des Herrn Grafen gesüchtet hat.

Es wird viele erstaunen, daß es überhaupt so etwas wie eine Adelsgenossenschaft giebt. Genosse Mirbach, Genosse Klindowström, Genosse Ströcker klingt in der That ungewöhnlich, ist aber dessen ungeachtet eine Erscheinung der höheren und höchsten Wirklichkeit. Es ist eine richtige Genossenschaft zur Produktion von blauem Blut und zum Konsum — nicht etwa von den süppigen Delikatessen des Daseins — sondern vielmehr von den strengen, harenen Sittenregeln adligen Lebensensses.

Der Herr Graf des Adelsblattes ist, das lehrt schon die Durchsicht einer einzigen Nummer, ein verblüffend edler Mensch. In der Bezirks-Abteilung Oberlausitz der deutschen Adelsgenossenschaft hält z. B. der Major a. D. Freiherr von Brangel-Gähnichen eine Ansprache, in der er es als heiligste Pflicht bezeichnet, sich nicht mit der Herrschaft des Geldes und die Macht des Großkapitals zu beugen — das klingt fast nach einem echten Genossen — sondern festzustehen und zu kämpfen durch Vorangehen in Einfachheit und Frömmigkeit, gutem Beispiel und christlicher Nächstenliebe. An Stelle von Treue und Glauben, von Recht und Ordnung ist die unerbittliche Macht des Geldes, die Gewalt des Stärkeren getreten, und unumschränkt herrscht das Kapital und die Großindustrie, alles bedrohend, was ihr nicht huldiq und dient, mit dem Verjuch, alles zu enteignen, was seither noch Existenzberechtigung hatte.

Schöner könnte das ein Margisi auch nicht sagen, mit dem die Adelsgenossenschaft ebenso die Anschauung von dem notwendigen Schutz der Schwachen teilt. „Der Adel hat es stets als eine ihm überkommene heilige Pflicht der Ehre betrachtet, den Schwachen Schutz zu gewähren; während ihm aber früher die Führung kraft seiner feudalen Obrigkeit von Rechts wegen zustand, muß er sich diese Stellung jetzt Schulter an Schulter mit allen gutgemeinten und gleichdenkenden Elementen des Bürgerstandes erkämpfen und verdienen. Durch unablässige Fürsorge für das Volk muß er sich dessen Vertrauen erst erwerben . . . Mit der Fahne des Christentums in der Hand muß der Adel die socialpolitische Führung übernehmen.“ Nach solcher Ansprache folgte ein, wie ausdrücklichs betont wird, einfaches Mittagessen, von dem der Speisezettel allerdings nicht mitgeteilt wird.

Nähernde Jüge aristokratischer Wohlthätigkeit finden sich in einem Vorstandsbereich des Central-Hilfsvereins der Adelsgenossenschaft. Da werden zwei Offiziersaspiranten aus Bayern und Hessen mit einer Beihilfe zur Ausreisung bedacht, ein Kadett aus der Mark erhält ein Taschengeld, ein junger Mann aus Thüringen Kuriosien, ein Kadett aus Mecklenburg die Zahlung der Pension und für seinen jüngeren Bruder einen erheblichen Erziehungsbeitrag. Dagegen findet sich nirgends die geringste Andeutung, daß irgend einem jungen Manne aus irgend einer Gegend des Vaterlandes Spielgelder gewährt und Spielverluste ersetzt worden seien.

Der Herr Graf des Adelsblattes säßigt aber nicht nur die Schwachen, freut nicht nur mit milder Hand reiche Spenden der Liebe, er ist auch ein tiefgründender Philosoph. Namentlich in den Eingelands des Organs wüitet eine in den abgründlichsten Schluchten des Lebens wühlende Philosophie. Auch der politischen Tagesfragen werden durch und durch philosophisch gespielt und serviert. Ein Adelsgenosse F. v. L. stellt angefaßts der heutigen Vorgänge in Preußen die hamletdüstere Frage: „Persönliches Regiment oder Partei-Regierung?“ Ihm spißt sich das politische Problem in den Gegensatz zu: 1. Persönliches Regiment und unabhängiges Beamtentum und 2. Partei-Regiment und abhängiges Beamtentum. — Der Nicht-Adlige wird den Sinn solcher Gegenüberstellung nicht leicht verstehen. Aber der in der Adels-Philosophie Bewanderte sieht klar in die Herzenseinung der Genossenschaft: Der christliche Adel wünscht ein persönliches Regiment, in dem das Beamtentum, wenn es sein muß, gegen den König rebelliert. Fügen sich aber Minister, Regierungspräsidenten und Landräte dem allerhöchsten Willen, so bedeutet das für die Adelsgenossenschaft ein Parteieregiment. Je einflußreicher das persönliche Regiment, desto herrlicher ist es — das ist die monarchistische Philosophie der Adelsgenossenschaft.

Endlich zeigt sich noch der Herr Graf als Sittenrichter. Mit tiefer Trauer erkennt er, gelegentlich des Harmlosen-Prozesses, daß der von allen Idealen losgelöste, in der modernen Nihilkeitslehre erwachene Geist der nacktesten Gewissenlosigkeit und Selbstsucht — der Herr Graf möchte ihn den Geist des modernen Jobber- und Reformjudentums nennen — auch in den Kreisen der abeligen Jugend in verhängnisvoller Weise Schule gemacht hat, und daß es die allerhöchste Zeit für alle Faktoren der Erziehung und der behördlichen Aufsicht ist, mit fester Hand und rücksichtsloser Strenge diesem modernen Kraftmenschenum der sogenannten Lebewelt in den Großstädten an den Leib zu gehen.

Der gestrenge Adelsgenosse auf dem Lande vermag sich in seiner Wiederkeit gar nicht vorzustellen, wie das blaue Blut in der Großstadt also entarten konnte. Mit rechten Dingen geht so etwas nicht zu, und in seinem frommen, mittel-

Aber so . . . Und alles billiert einem die Preise, und unserer kann sehen, wo er bleibt. Wie lange wird es noch dauern und wir stehen vor dem Mühl!" Seine Frau, die das mit anhörte, sah etwas verblüfft drein; sie war doch auch einigermaßen über die Vermögensverhältnisse unterrichtet. Sie wußte doch, das das Haus in der Kantstraße schuldenfrei war und jährlich 47 000 M. Miete brachte, das übrige gar nicht gerechnet. Sie sah ihren Mann an: Da sah er, gebrochen, zerklüftet und Thränen rollten in seinen weißen Bart. —

Musik.

Man kennt wohl den Scherz, daß ein Gedicht deklamirt wird und daß dazu in humoristisch drastischer Weise die einzelnen Vorgänge auf dem Klavier markirt werden (etwa zu Schillers „Hansschuß“). In vornehmerer Form ist diese Darstellungsweise verwertet worden durch das Kinderbüchlein von A. v. Snellen und C. v. Rennes „In der Mäuselwelt“ (Stuttgart, F. Kraus), einem der wenigen künstlerischen Werke der Jugendlitteratur. Wird nun diese Weise zu der Höhe selbständiger Kunstwerke erhoben, so haben wir die Musikform des *Melodrams*: Recitation mit begleitender Musik. Als ihr Anreger gilt der zunächst als Pädagogiker bekannte F. F. Rousseau mit seinem „Pygmalion“ von 1773; von 1774 an haben mehrere derartige Leistungen von Georg Benda Aufsehen gemacht. Seither sind die Kompositionen von Beethoven zu Goethes „Egmont“, von Schumann zu Byron's „Faust“, von Liszt zu Bürgers „Lenore“, dann von M. Zenger, Fr. Kriminger und anderen speciell zu Balladen-dichtungen wenigstens gelegentlich beliebt geworden. Allein immer schwebt über dieser Kunstart das Schwert einer ästhetischen Kritik, die dieser „Zwittergattung“ den Widerspruch zwischen Sprechton und Musikton, sowie das Unbefriedigende einer angeregten, aber nicht durchgeführten Steigerung des Sprechtones zum Gesangston vorwirft. Noch schlimmer muß es natürlich dem (vor einiger Zeit bei Kriegsbildern von Berefschagin gemachten) Versuch ergehen, den Anblick von Bildwerken mit Musik zu begleiten — was jedenfalls seit alten Zeiten ein Bestandteil religiöser Kultformen war.

Das Bedenkliche des Melodrams vermindert sich eventuell dann, wenn die Musik auf einzelne Darstellung verzichtet, wenn sie uns nicht das Bedürfnis nach einer Steigerung des Deklamierens zum Singen nahelegt, und wenn sie (wodurch dieses beide wohl am besten zu erreichen ist) sich das Erzeugen und Ausgestalten von Stimmungen zur Hauptaufgabe macht. Wenn dann weiterhin die Musik von einem Komponisten stammt, auf dessen rein künstlerisches Streben und Können zu rechnen ist, und wenn sie ferner an einem Vereinsabend aufgeführt und der Zugung von Wagnerianern möglichst ferngehalten wird, so steht die Sache noch besser. Und wenn endlich der Recitator sein Geschick ganz besonders in das Erzeugen von Stimmungen setzt, so kann sich alles zu einem wertvollen künstlerischen Eindruck vereinigen. Ein solcher Recitator ist Max Laurence, ein solcher Komponist ist der, nun auf hiesigem Boden bereits gut eingeführte Karl Gleiz, und eine zu solchen Versuchen gut angelegte und aufgelegte Gesellschaft ist der „Verein zur Förderung der Kunst.“ Am 18. d. Mts. ließ er zwei solche Melodramen zu Gehör bringen: ein Märchen „Schnoerkelmännchen“ von Harry von Pilgrim, und ein Idyll „Die Kinder von Wohldorf“ (eine Spielmannsgeschichte) von Ferdinand Avenarius. Die Musik zu beiden von Gleiz ist noch Manuscript; ihr Vorzug besteht in einer selbstlosen Anknüpfung an ihre Vorlage und in Stimmungsmachen; sie wirkt mehr melodisch als harmonisch und steht der Romantik näher als der Moderne, ohne jedoch den Eindruck des Epigontums zu erwecken. Die Ausführung der Musik durch Anna von Pilgrim (Geige) und Robert Erben (Klavier) entsprach gut den Anforderungen des Werkes. — sz.

Kunst.

—hl. Die *Nationalgalerie* hat in ihrem zweiten Corneliussaale eine reichhaltige Ausstellung von Delgemälden und Zeichnungen *Adolf Schreyers*, des im Sommer dieses Jahres verstorbenen Frankfurter Künstlers, veranstaltet. Schreyers künstlerische Entwicklung fiel in die Zeit, da die französischen Landschaftler sich wieder einem strengeren Naturstudium zuwandten. Er ist in Paris gewesen und hat hier tiefgehende Anregungen erfahren; in früheren Bildern, etwa in der „Begegnung auf einem Feldwege“, tritt dieser Einfluß deutlich hervor, sie zeigen eine intimere Auffassung und Darstellung, besonders eine wärmere Beleuchtung, als sie sonst bei deutschen Malern jener Zeit zu finden ist. Schreyers Malerei hat sich stets in sehr engen Grenzen gehalten, sein Stoffgebiet ist stark beschränkt, es ist immer die Darstellung des Pferdes, die auf allen seinen Bildern wiederkehrt. Durch seine Teilnahme am Krimkrieg wurde er auf die Motive gelenkt, die die Steppen der Balachei dem Maler bieten, und von Paris aus unternahm er eine Reise nach Nordafrika, wo ihm das Land und das Leben der Araber Stoff zu zahlreichen Bildern bot. Von diesen beiden Ländern erzählen die Gemälde, die in der Nationalgalerie vereinigt sind. Farbiger, aber auch flüchtiger sind die Bilder aus Nordafrika; in den Steppen der Balachei hat er manch gut malerisches Motiv gefunden, besonders wenn er düstere, unwülfte Stimmungen, fallenden Regen oder starken Schneesturm schildert. Eine Reihe dieser Bilder hat einen feinen Ton, in dem ein zartes Blaugrün dominiert, und eine sichere Zeichnung. Die kleinen,

mageren, häßlichen, aber auch arbeitstüchtigen Pferde jenes Landes hat Schreyer scharf beobachtet und charakteristisch geschildert, am liebsten, wie sie müde nach Hause ziehen oder hilflos im Morast steden geblieben sind, wie sie sich im Schneesturm aneinander drängen oder triefend vom Regen und starrend vor Kälte am Wege stehen. — Schreyer hat die Anerkennung und die Erfolge, die seine Kunst ihm bringen konnte, in reichstem Maße schon zu seinen Lebzeiten gefunden, und er ist durch die zahlreichen Reproduktionen seiner Bilder einer der bekanntesten Künstler geworden. —

Völkerkunde.

k. *Tätowierungen in Algerien.* Ueber die bisher wenig beachteten Tätowierungen der Eingeborenen Algeriens, die namentlich im Norden des Landes sehr verbreitet sind, macht Lucien Jaquot in dem neuen Heft der „Anthropologie“ bemerkenswerte Mitteilungen. Die Tätowierung, die im Arabischen „oucham“ heißt, bezieht sich im Princip nur auf das Gesicht, bei Männern nur auf die Stirn, bei Frauen auf Stirn, Wangen und Kinn. Manche Araber lassen sich aber auch den Rücken der Hand tätowieren. Nur die Beni Douala, die in der Umgegend von Djema-Saharidj in Groß-Nahylien sesshaft sind, haben Tätowierungen, die den Hals und die Arme völlig bedecken; sie werden auch an zwei Punkten erkannt, die sie sich auf die Waden stechen lassen. Im allgemeinen sind Kreuz und Fliege die gebräuchlichsten Motive der Tätowierung, die auch oft als Palliativmittel gegen den bösen Blick angewandt werden. So tragen die Beni-Mehenna, ein Stamm, der nach der Tradition von Nomaden abstammen soll, die sich in der Ebene niedergelassen hatten, ein Kreuz auf der Stirn. Ein anderer Stamm in der Nähe von Collo, dessen Ursprung auf christliche Matrosen, die an der Küste Schiffbruch gelitten, zurückgeführt wird, trägt ebenfalls ein Kreuz. Beide Motive, die Fliege und das Kreuz, gehen aber wahrscheinlich auf das alte „svastika“, ein Kreuz in einem Kreis oder mit rechtwinklich umgebogenen Armen, zurück, das in mehreren Inschriften und Alphabeten zu finden ist. Auch auf vielen Gegenständen der Fabrikation der Eingeborenen ist es häufig, ebenso die Figur der Krante, die auch christlichen Ursprungs ist. Außer diesen Motiven sind auch Pflanzenmotive oder seltener die Darstellung des Mondes vertreten. Die andern sind rein ornamental, sinnlose Kombinationen von mehr oder weniger symmetrischen Linien. Im Lande der Nahylien wird die Tätowierung gewöhnlich schon an ganz jungen Kindern vollzogen. Sie ist immer blau, mit nur wenigen Ausnahmen. Man bedient sich zum Einschnitt eines Bündels von sehr feinen Nadeln, die durch ein Band aus Fochdraht fest zusammengepreßt sind. Dadurch kommen nur die äußersten Spitzen der Nadeln zum Vorschein, und der Operateur kann keine zu große Wunde beibringen. Aber in den ärmlichen Dörfern Nahyliens verwendet man einfache, schön zugespitzte Kohrspieler oder auch die Spitze eines scharf geschliffenen Messers. Den Hergang bei der Tätowierung einer Eingeborenen, der er selbst beigewohnt, schildert Jaquot in folgender Weise: Der „Künstler“ entblößt zunächst den Arm seiner Patientin bis zur Schulter, lauert sich hin und zeichnet das gewünschte Motiv auf die Haut. Diese Skizze wird mit chinesischer Tinte ausgeführt. Dann nimmt er eine Schaftnadel, um die Haut aufzurufen. Das Instrument folgt dem schwärzlichen Umriss. Jeder der ins Fleisch eindringenden Stiche bringt einen kleinen Blutstropfen hervor, der sich bald verdickt und mit der Färbung der Tinte vermischt. Am Ende der Zeichnung angelangt, wird der Prozeß umgekehrt wiederholt, aber ohne daß man sich darauf beschränkt, genau in dieselben Löcher einzudringen. Dies ist der schmerzhafteste Moment der Prozedur. Die Patientin kann kaum die Thränen zurückhalten und stopft sich ein Tuch in den Mund, um ein Stöhnen zu unterdrücken. Damit ist der Einschnitt beendet. Der Thaleb trägt auf die Wunde die Farbmischung: preußisch Blau, das vorher in ein wenig Wasser präparirt worden, dann hält er den Arm der Patientin eine Weile horizontal, um den Lauf des Blutes zu verlangsamen, und streicht auf alle Narben eine Art von heilender Salbe, die das Jucken lindert und eventuelles Fieber verhindern soll. Die Patientin muß sich einige Stunden völlig unbeweglich verhalten und den Arm noch längere Zeit in einem leichten Stoff hüllen. —

Humoristisches.

— Der Pantoffelheld. Nachtwächter: „Warum springen Sie denn fortwährend in die Höhe?“ Herr Wamperl (ganz außer Atem): „Na, Sie sehen doch, ich springe nach dem Hausschlüssel, den meine Frau da am Bindfaden hält! So macht sie's jedes Mal, wenn ich etwas spät nach Hause komme!“ —

— Schön gesagt. Bürgermeister (dem bei einer Tafel vom Fürsten eine Cigarre angeboten wird): „Hoheit, diese Cigarre werde ich rauchen, so lange ich lebe!“ —

— Auch ein Erfolg. Rentier: „... Sie wollen mein Schwiegerjoch werden? Sie sind doch kaum zwanzig Jahre alt! Welche Erfolge können Sie in Ihrem Leben bereits aufweisen?“ ...

Jüngling: „Bin schon zweimal mit Erfolg geimpft worden!“ — („Flieg. Bl.“)